

**Unkorrigierte Leseprobe –
alle Rechte vorbehalten**

**Umes Arunagirinathan
mit Doris Mendlewitsch**

GRUNDFARBE DEUTSCH

Warum ich dahin gehe,
wo die Rassisten sind

ROWOHLT POLARIS

Für die Stadtteilschule Hamburg-Mümmelmannsberg, die sich so engagiert dafür einsetzt, allen Kindern, insbesondere denen mit Migrationshintergrund, Perspektiven für ein selbstbestimmtes Leben zu eröffnen. Ich verdanke ihr unendlich viel.

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, Mai 2022

Copyright © 2022 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Covergestaltung HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

Coverabbildung Asja Caspari

Satz Chronicle Text bei CPI books GmbH, Leck

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck, Germany

ISBN 978-3-499-00955-6

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



«Wer wären wir, wenn wir kein Mitgefühl für jene aufbringen könnten, die nicht wir selbst sind und die nicht zu uns gehören? Wer wären wir, wenn wir uns selbst nicht – wenigstens zeitweise – vergessen könnten? Wer wären wir, wenn wir nicht lernen könnten? Wenn wir nicht verzeihen könnten? Wenn wir nicht etwas anderes werden könnten, als wir sind?»

Susan Sontag in ihrer Rede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2003

Inhalt

1. Zweierlei	11
2. Der Krieg ist ein Dieb	21
3. Asylbegehren eines Kindes	33
4. Afrika	43
5. Ankunft	53
6. Hamburg-Mümmelmannsberg	58
7. Lebensschule	62
8. Den Raum vergrößern	72
9. Gewohnheiten	77
10. Konfrontationen	88
11. Schweben und springen	98
12. Abgelehnt	103
13. Gibt es keinen Platz für mich?	108
14. Statusfragen	114
15. Frau Schulze lernt Farbe	120
16. In neuen Kreisen	125
17. Grenzüberschreitungen	136
18. Geprüft	141
19. Steine ins Wasser werfen	149
20. Fremd sein	158
21. Deutscher werden	169
22. Deutscher sein	176
23. Durchbeißen	185
24. Überzeugen durch Leistung?	195
25. Ein Mangobaum im Eichenhain	204
26. Träume	214
Danksagung	229
Quellenverzeichnis	233

1.

Zweierlei

Flapp, flapp, flapp – der Hubschrauber nähert sich. Das klopfende, schlagende Geräusch der Rotoren wird immer lauter. Ihr Dröhnen erfüllt meinen Kopf. Schüsse knallen. Ich laufe, so schnell ich kann, um den Bananenbaum zu erreichen. Keuchend werfe ich mich auf den Boden, presse mich an den Stamm, genauso wie meine Mutter es uns Kindern eingeschärft hat. «Wenn ein Hubschrauber kommt, sofort in Deckung gehen. Macht euch unsichtbar. Wenn ihr unter einem Baum liegt, seid ihr für den Hubschrauber gar nicht da.» Ganz knapp habe ich es geschafft, wieder einmal. Mein Herz klopft wie verrückt. Der Lärm ebbt ab, der Hubschrauber der singhalesischen Armee entfernt sich. Ich stehe mit wackeligen Beinen auf, klopfe den Staub aus meinen Sachen und setze meinen Heimweg fort.

Dreizig Jahre später. «Junger Mann, wofür sind Sie denn eigentlich zuständig? Sollen Sie das Zimmer sauber machen oder das Essen ausgeben?», fragt mich eine alte Dame, die auf der chirurgischen Station des Krankenhauses in Bad Neustadt liegt. «Ich kann sowohl putzen als auch Essen verteilen. Ich kann Sie aber auch ganz normal behandeln. Ich bin Ihr Arzt.»

Auch wenn ich in Sri Lanka geboren und aufgewachsen bin: Ich bin Deutscher. 1991 kam ich nach Deutschland – als 13-jähriger Flüchtling. Ich ging hier zur Schule, habe studiert, meine Assistentenzeit in zwei renommierten deutschen Herzkliniken absolviert, bin mittlerweile Funktionsoberarzt in Bremen und seit 2008 Deutscher mit Einbürgerungsurkunde und allem Drum und Dran. Aber: Ich bin ein sehr dunkelhäutiger Deutscher. Wieso «aber»? Ich sage das so, weil im Bewusstsein der meisten Menschen «deutsch» und «weiß» ein Begriffspaar bilden. Und das, obwohl seit vielen Jahren Menschen aller Hautfarben dauerhaft bei uns leben, oft in der zweiten, dritten, vierten oder sonst einer Generation. Sie gehören zu uns, Menschen mit hell- oder dunkelbrauner oder olivfarbener Haut, mit schwarzen, vielleicht stark gewellten Haaren, dem nicht ganz westeuropäischen Gesichtsschnitt.

Rund 26 Prozent der deutschen Bevölkerung haben einen sogenannten Migrationshintergrund, wahrscheinlich sind es noch mehr, weil sich nicht alle Herkünfte statistisch erfassen lassen. Wenn man bedenkt, dass eine Partei mit gut 25 Prozent der Stimmen schon die Regierungsmehrheit und den Kanzler stellen kann, dann sind 26 Prozent Deutsche mit Wurzeln, die außerhalb Deutschlands liegen, eine stattliche Größe. Trotzdem ist diese Tatsache noch immer nicht allen bewusst, trotzdem kommt es permanent zu mehr oder weniger offenen Herabwürdigungen – wie etwa der reflexhaften Annahme, ein Dunkelhäutiger könne nur zum Reinigungspersonal gehören, da die anspruchsvollen medizinischen Aufgaben ja wohl von hellhäutigen, von «richtigen» Deutschen wahrgenommen würden. Mit dunkler Hautfarbe ist man automatisch abgestempelt als Ausländer, egal welche Staatsangehörigkeit man hat.

Man kann sich darüber aufregen. Außer in Ausnahmefällen tu' ich es jedoch nicht. Es ist sinnlos und kostet nur Nerven. Ich sehe mich auch nicht in der Opferrolle, besser gesagt: in der schon gar nicht. Ich bin kein Opfer, sondern ein erfolgreicher Immigrant, der seine Heimat gezwungenermaßen als Kind verlassen musste. Es war keineswegs leicht für mich, den Status zu erlangen, den ich heute habe. Doch ich habe es geschafft, aus eigenem Antrieb und Ehrgeiz, aber vor allem mit der Hilfe zahlreicher «bio»deutscher Unterstützer und Freunde. Deshalb stimme ich auch nicht in den Chor derjenigen ein, die überall systemischen oder strukturellen Rassismus am Werk sehen. Etwa wenn bei der Wohnungssuche Bemerkungen fallen wie «an Ausländer vermiete ich nicht» oder der (offensichtlich arabischstämmige) Türsteher eines Clubs sagt: «Von euch sind heut' schon genug drin.» Es handelt sich um unangenehme, schmerzhafte Erfahrungen. Ich weiß es, weil ich sie selbst mehr als einmal gemacht habe. Trotzdem: Ich bin kein Opfer. Opfer ist jemand, der von anderen bestimmt wird. Ich aber bin frei, mich emotional und geistig zu bewegen und meine Entscheidungen zu treffen. Zum Beispiel, ob es sich lohnt, einen Versuch zu unternehmen, jemanden aufzuklären und von seiner ursprünglichen Ansicht abzubringen, oder nicht. Bei einer Vermieterin könnte das durchaus der Fall sein, beim Türsteher würde ich es wahrscheinlich sein lassen.

Meiner Ansicht nach gibt es gar nicht so viele echte Hardcore-Rassisten. Also Menschen, die glauben, dass sie aufgrund ihrer Hautfarbe etwas Besseres sind, klüger und überlegen, Urdeutsche eben. Und die aus dieser Überzeugung heraus bestimmte, exklusive Rechte ableiten, die sie mir verwehren wollen. Die vielen «normalen» Alltagsrassisten hingegen stecken in irgendwelchen Mustern fest und reflektieren ihr

Handeln und ihre Einstellungen nicht. Die Übergänge von Erfahrungen zu Urteilen und Vorurteilen sind fließend. Diese Alltagsrassisten denken nicht darüber nach, worin der Wert eines Menschen besteht, wie sich eine Gesellschaft zusammensetzt und wer etwas zu ihrem Gelingen beitragen kann. Sie unterscheiden äußerst grob zwischen Vertrautem und Fremdem. Wenn möglich, halten sie sich das Fremde und «die Fremden» fern. Für sie bin ich ein «fremder Deutscher».

So wie mir geht es vielen oder vielleicht allen, die nicht dem Bild entsprechen, das die Biodeutschen von sich selbst und der Norm haben. Erfreulicherweise ist in der letzten Zeit eine Debatte entstanden, die die alltägliche Diskriminierung zum Thema macht. Die auf Missstände hinweist und einer breiten Öffentlichkeit endlich verdeutlichen will, was wir Deutsche und Nichtdeutsche mit Migrationsgeschichte täglich erleben.

Ich finde gut, *dass* eine solche Diskussion stattfindet. Was ich nicht gut finde, ist, *wie* sie stattfindet. Mich stört das Absolute daran. Es werden immer mehr Regeln aufgestellt, wie man über Rassismus reden darf oder muss, wer sich dazu und in welcher Weise äußern darf, welche Begriffe als verwerflich gelten, was als aggressiv oder mikroaggressiv zu bewerten ist und welche Haltung eingenommen werden muss, damit eine Äußerung überhaupt als diskutabel angesehen werden kann. Eine Menge Vorschriften soll sicherstellen, dass man Migranten, Migrierten, Immigranten, Schwarzen, Personen mit Migrationsgeschichte, ausländischen Wurzeln oder auch besonderer Herkunft respektvoll und politisch korrekt begegnet.

Das Vokabular und die Intentionen sind sicher gut gemeint – aber vielleicht auch nur das. Triggerwarnungen in Büchern, dass darin das «N*Wort» vorkomme, Begriffe wie

«migrantisch-diasporisch» und Abkürzungen wie «BIPoC», kurz für Black, Indigenous and People of Color, sind für mich im wahrsten Sinne des Wortes unpassend. Ich sehe mich selbst nicht so, und ich will auch von anderen nicht so gesehen werden. Solche Definitionen sind abstrakt und abgehoben. Zweifellos ist richtig, dass auch scheinbar neutrale Alltagsbegriffe Missachtung enthalten können und man diese Wörter vermeiden sollte. Ebenso ist richtig, dass vielen Menschen gar nicht bewusst ist, welche Wirkung ihre Sprache oder ihr Verhalten auf ihr nicht weißes Gegenüber haben kann. Dennoch löst man dieses Problem meiner Ansicht nach nicht, indem man Verbote und Regeln zur «korrekten» Sprache aufstellt. Das Gespräch wird dadurch in die Zirkel von Eingeweihten abgedrängt, die angeblich Bescheid wissen und alles richtig machen. Die anderen trauen sich nicht mehr, «überhaupt noch was zu sagen». Im schlimmsten Fall wenden sie sich Parteien zu, bei denen man «noch sagen darf, was Sache ist».

Man sollte die Dinge beim Namen nennen, nur dann kann man klarmachen, was man meint. Ich beschreibe mich selbst nicht als Person of Color oder Person von Farbe. Nein, ich bin ein dunkelhäutiger Mensch, ein gebürtiger Tamile. Dass ich nicht weiß bin: Das ist nun mal genau das, was andere Menschen auf den ersten Blick an mir feststellen. Sie haben recht. Interessant wird es doch erst dann, wenn sie falsche Schlussfolgerungen daraus ziehen, und sei es unbewusst. Das ist das Entscheidende. Ganz konkret will ich auf bestehende Vorurteile hinweisen und sie auflösen. Dafür trete ich in jedem Gespräch und jeder Begegnung ein, sofern es Anlass dafür gibt, und dafür habe ich den letzten Jahren in über hundert Veranstaltungen und Lesungen vor Erwachsenen und Schülern geworben.

Die soziologischen Analysen über das gesellschaftliche

Machtgefälle zwischen weißen und farbigen Menschen haben zweifellos ihre Berechtigung. Aber diese Herangehensweise ist nicht meine Sache. Ich bin Praktiker. Ich suche die Begegnung und das Gespräch, und zwar mit denen, die sich bisher noch keine oder wenig Gedanken darüber gemacht haben, wie sie mit Andersfarbigen umgehen, und erst recht mit denen, deren negative Ansichten scheinbar gefestigt sind.

An dieser Stelle noch eine Erläuterung zu den Wörtern, die ich in diesem Buch verwende: In interkulturellen Trainings oder seitens Antidiskriminierungsbüros und ähnlichen Institutionen gibt es Listen mit Begriffen, die Alternativen zu tatsächlich oder vermeintlich diskriminierenden Ausdrücken anbieten und ihre Verwendung empfehlen. So wird beispielsweise «dunkelhäutig» als problematisch angesehen, weil schwarze Menschen darin eine Hierarchisierung der Farbigkeit annehmen könnten, in der sie an letzter Stelle stehen würden. Stattdessen sei «Schwarzer Deutscher» oder «People of Color» oder «Menschen of Color» vorzuziehen, eine inzwischen international anerkannte Selbstbezeichnung von und für Menschen mit Rassismuserfahrungen. Will man weiße Menschen nennen, sollte man «weiße Menschen» schreiben, um klarzumachen, dass man sich des Problems bei der Verwendung bewusst ist. Möglich sei auch zu schreiben «Biografisch-Deutsche» oder «Deutsche ohne Migrationsgeschichte». «Farbig» solle man möglichst gar nicht mehr benutzen, weil es kolonial geprägt sei. Stattdessen sei «Schwarze Deutsche» angebracht. Es gibt noch zahlreiche weitere Empfehlungen, aber ich will es bei diesem Auszug belassen. Ich zweifle nicht daran, dass alle, die sich Gedanken über die richtige Ausdrucksweise machen, intensiv überlegt und gute Gründe für ihre Annahmen und Forderungen haben. Ebenso kann ich nach-

vollziehen, dass es Menschen gibt, die sich von Adjektiven wie dunkelhäutig, schwarz, weiß und so weiter falsch beschrieben fühlen. Ich verwende sie dennoch und sehe davon ab, den als Ersatz empfohlenen Ausdrucks- und Schreibweisen zu folgen. Erstens, weil ich sie nicht in jeder Hinsicht als konsistent empfinde. Zweitens, weil ich damit nicht immer genau das sagen kann, was ich möchte; sie sind oft einfach zu unkonkret, und dunkelhäutig beispielsweise ist für mich nicht dasselbe wie schwarz. Drittens spreche ich einfach nicht so, weder im Alltag mit meinen Kollegen, Freunden oder Nachbarn noch auf den Veranstaltungen, in denen ich aus meinen Büchern lese. Immer ergeben sich danach intensive Gespräche zwischen dem Publikum und mir, und nie geht es mir um das «richtige» Vokabular, sondern darum, sich über die eigenen Vorurteile klar zu werden und sein Verhalten zu überprüfen. Meinem Eindruck nach gelingt mir das so, wie ich darüber spreche, in der Regel ganz gut. Deshalb bleibe ich auch in diesem Buch dabei, ohne jede diskriminierende Absicht.

Rassismus und Fremdenfeindlichkeit sind globale Phänomene. Sie sind überall auf der Welt vorhanden. Das Selbstbewusstsein vieler Völker basiert auf dem Gefühl zivilisatorischer Überlegenheit gegenüber anderen. Im Alltag hat Rassismus ein individuelles Gesicht. Der Einzelne verhält sich rassistisch. Übrigens tun das nicht nur hellhäutige, sondern auch farbige Menschen. Es gibt Anti-Rassismus-Aktivisten, die behaupten, dass es Rassismus, der von schwarzen Menschen ausgeht, nicht gebe oder gar nicht geben könne. Aber das ist Blödsinn. Auch viele dunkelhäutige Menschen verhalten sich gegenüber noch dunkleren verächtlich oder ausschließend.

Einerseits ist diese Individualität des Rassismus ein Pro-

blem, weil er dadurch so vielfältig und schwer zu greifen ist. Andererseits liegt genau hier der Ansatzpunkt. Jeder und jede kann sich nämlich selbst befragen: Wo schnappt bei mir die Falle zu? Zum Beispiel, wenn ich einen kompliziert klingenden Namen höre und automatisch denke, dass das kein Deutscher sein kann? Oder wenn ich einen dunkelhäutigen Menschen bei einer Zufallsbegegnung sofort fragen will, wo er denn herkommt? Sich in diesen vielen Fragen des Alltags ein bewusstes Verhalten anzugewöhnen und überhaupt erst mal auf eine substanzielle Begegnung einzulassen – daran kann doch jede und jeder arbeiten, meine ich.

Ich versuche, es den Menschen leicht zu machen, auch wenn manche Erkenntnisse für den ein oder anderen vielleicht unbequem sind. Das heißt, ich nenne zum einen die Dinge beim Namen, und ich biete zum anderen einen persönlichen Zugang, indem ich meine Geschichte erzähle. Über die Flucht und die langjährige Trennung von meiner Familie, vom Ankommen hier, vom Durchbeißen, vom Glücklichsein. Ich halte das für den Weg, mit dem man Verständnis wecken kann und der letztlich dazu führt, dass die Hautfarbe tatsächlich nur als rein äußerliche Tatsache wahrgenommen wird. So wie man eben eher nebenbei feststellt, dass jemand blaue oder grüne Augen hat.

Die Erfahrung von Flucht, Vertreibung, Emigration, Migration existiert wahrscheinlich schon so lang wie die Menschheit selbst. Es sind oft große Ströme, ausgelöst durch Kriege, aber es gibt auch die vielen anderen Bewegungen, die nur nicht so deutlich wahrgenommen werden. Doch egal, ob es um große oder kleine «Zahlen» geht: Stets handelt es sich um individuelle, einzelne Schicksale. Es ist immer dieser eine Mensch, der eine solche Erfahrung macht, an ihr zerbricht

oder sie zum Guten wenden kann. Und immer stößt dieser eine Mensch auf eine neue Gemeinschaft, die ihn aufnimmt, manchmal wohlwollend, häufig widerwillig, die ihn gelegentlich auch zurückweist. Wenn ich also anhand meiner eigenen Biografie davon erzähle, wie es ist, hier in Deutschland als dunkelhäutiger Mensch Deutscher zu werden und aus voller Überzeugung zu sein, dann tue ich das zwar stellvertretend für viele andere, aber gleichzeitig weiß ich, dass jeder Mensch sein eigenes Schicksal und seinen eigenen Zugang dazu hat.

Es braucht übrigens gar nicht viel, um als Fremder wahrgenommen zu werden. Es reicht schon, dass man nicht «von hier» ist. Es ist der Unterschied zwischen den «guten» Anässigen und den «suspekten» Mobilen. Als nach dem Zweiten Weltkrieg die vielen vertriebenen Deutschen aus Ostpreußen, Schlesien oder dem Kaukasus in den Westen kamen, nahm man sie keineswegs freudig auf. Dabei waren sie genauso Deutsche wie die Hiesigen, nur eben über lange Zeit anderswo. Menschen mit anderer Hautfarbe wären demnach noch viel weniger von hier, selbst wenn sie schon in der zweiten oder dritten Generation hier leben. Aber muss das so sein? Ist das ein ungeschriebenes Gesetz? Oder ist es nicht doch möglich, den Panzer der Abwehr oder einfach nur der Unwissenheit aufzubrechen?

Ich meine, der Versuch lohnt sich. Ich unternehme ihn auf meine Weise: nicht durch Konfrontation, sondern durch energisches Werben um mehr Aufmerksamkeit und gedankliche Flexibilität auf «beiden» Seiten. Ich möchte denen Mut machen, die neu hier ankommen oder aufgrund ihrer Hautfarbe als (immer noch) nicht dazugehörig abgestempelt werden. Und genauso denen Mut machen, die sich vor «dem Fremden» fürchten, das sie verwirren oder bedrängen könnte.

2.

Der Krieg ist ein Dieb

Mein Ziel ist es, das Farbspektrum unserer Wahrnehmung zu erweitern. Dass Deutschsein nicht mehr automatisch mit Weiß verbunden wird, sondern wir uns auf das konzentrieren, was uns als Menschen in dieser Gesellschaft verbindet, auf die Werte, die das Leben hier so sicher, so frei und so reich machen. Ich möchte, dass wir uns auf das Gemeinsame einigen, auf die Grundfarbe Deutsch eben. Ich bin überzeugt davon, dass es unser aller Leben bereichern wird.

Ich bin Anfang vierzig, nicht verheiratet und habe keine Kinder. Dennoch bin ich verantwortlich für eine ganze Familie. Ich bin – nicht allein, zum Glück – dafür zuständig, dass es meinen beiden Schwestern, meinem Bruder und meiner Mutter gut geht. Als mein Vater noch lebte, schloss ihn das ebenfalls ein. Diese familiäre Fürsorge, vor allem in finanzieller Hinsicht, ist meine Aufgabe, weil ich der älteste Sohn bin. So ist das bei uns. Ich sage absichtlich «bei uns», weil diese tamilische Traditionenverbundenheit unabhängig von jeder Einbürgerung bestehen bleibt, solange ich lebe. Wenn ich in Sri Lanka lebte, würde ich diese Aufgabe vielleicht ein bisschen anders bewältigen, aber das lässt sich kaum genau sagen. Jedenfalls habe ich schon früh damit begonnen, Verantwortung zu übernehmen.

Ich bin das zweitgeborene Kind meiner Eltern. Zwei Jahre vor mir wurde meine Schwester Rui geboren, nach mir kamen meine Schwester Vani, meine Schwester Nala und als Letzter mein Bruder Jana. Wir lebten in Puttur, auf der Halbinsel Jaffna im tamilischen Norden von Sri Lanka. Detaillierte Erinnerungen an meine frühe Kindheit habe ich nur vereinzelt, von Kinderspielen mit meinen Geschwistern, etwa wenn wir uns an den Hausputztagen auf den nassen Boden des großen

Zimmers legten und Schwimmbad spielten, indem wir weit ausholend Arme und Beine bewegten wie die Frösche. Keiner von uns hatte je ein Schwimmbad gesehen, wir kannten so etwas nur aus den Erzählungen anderer Leute, die Filme angeschaut hatten oder deren Verwandte im Ausland lebten. Doch das spielte keine Rolle, wir vergnügten uns, indem wir der Fantasie freien Lauf ließen. So wie es Kinder eben machen, vor allem solche aus armen Haushalten. Mein Vater hatte eine schlecht bezahlte Stelle als Buchhalter in Thunukkai, ungefähr 100 Kilometer südlich von Pottur. Er wohnte im Haus seines Bruders und kam nur an den wenigen Urlaubstagen zu uns nach Hause, beladen mit Säcken voll Reis und Mangos. Uns gehörte ein kleines Stück Land in der Nähe seiner Arbeitsstelle, das ganz und gar mit Mangobäumen bepflanzt war, die wenig Arbeit verlangten, aber wunderbar schmeckende Früchte hervorbrachten.

Als Kind hat man, solange man nicht hungrig muss, keine rechte Vorstellung von Armut oder Wohlstand. Wir Geschwister besaßen keine Alltagsschuhe und liefen barfuß herum, doch das machten alle anderen Kinder ebenso. Es gab nur selten Fleisch zum Essen, weil das sehr teuer war, dafür oft Fisch, der an der langen Küste Jaffnas leicht zu fangen war und auf den Märkten für wenig Geld verkauft wurde.

Als ich fünf Jahre alt war, begann im Norden Sri Lankas der Bürgerkrieg zwischen der singhalesischen Regierung und der tamilischen Minderheit. Die Konflikte zwischen Singhalesen und Tamilen reichen weit in die Geschichte zurück, wahrscheinlich bis zum Beginn der Besiedlung. Die Singhalesen waren aus dem Norden Indiens eingewandert, hatten die Ureinwohner verdrängt und sahen sich als die «Eigentümer» des Landes an. Vor allem gegenüber den Tamilen, die wohl

ab dem 10. Jahrhundert nach Sri Lanka eingewandert waren. Die Geschichte der beiden Völker ist kompliziert, die Quellenlage teilweise dürtig. Die Sprachen gehören verschiedenen Familien an, und die religiösen Unterschiede spielen eine große Rolle. Die Singhalesen sind überwiegend Buddhisten, die Tamilen mehrheitlich Hindus. Die Ursachen für die lang andauernden Konflikte sind verwickelt. Nach dem Zweiten Weltkrieg verstärkte sich das Unabhängigkeitsstreben der Tamilen, was wiederum heftige Unterdrückungsreaktionen der singhalesischen Zentralregierung nach sich zog. 1983 brach der Bürgerkrieg aus. Hauptgegner waren die Liberation Tigers of Tamil Eelam (LTTE), ein Zusammenschluss verschiedener paramilitärischer Gruppen, die unter anderem etliche Attentate verübtet, und die Regierungstruppen.

Der Krieg raubt die Freiheit, vor allem die Entscheidungsfreiheit. Man kann sich nicht heraushalten, erst recht nicht aus einem Bürgerkrieg. Man gehört «zu denen», oder «die gehören zu uns». Die Regierung und ihre Truppen verdächtigten umstandslos jeden Tamilen, ein Terrorist zu sein, und verhafteten, töteten, vergewaltigten, annektierten und zerstörten die Existenzgrundlage Tausender Menschen. Der einzige Verbündete der Tamilen waren die Tamil Tigers – auch wenn die LTTE schreckliche Dinge anrichtete, die man nicht gutheißen konnte, nicht mal unter Kriegsumständen. Aber es gab eben niemanden sonst, der für uns Partei ergriff. Die tamilische Bevölkerung versorgte die Kämpfer mit Lebensmitteln, versteckte sie notfalls und half ihnen, sich Waffen zu besorgen. Was wiederum die Regierung in ihrer Ansicht zu bestätigen schien, dass jeder Tamile ein Terrorist sei.

Zu meinen frühen Kindheitsprägungen gehören also klare Feindbilder sowie die Erinnerung an Gespräche, wie man